

(Nachdruck verboten.)

27) Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Hier,“ sagte sie und warf den Trumpf auf den Tisch, den ihr Mederic zugesteckt hatte.

So schob er ihr mehrmals im Laufe des Abends die Karten zu, durch die sie gewinnen mußte, und stets nahm sie dieselben ohne Zögern an. Es war bereits eine zwischen ihnen vereinbarte Sache: sie lächelten einander zu, und der Streich wurde ausgeführt.

La Baupalière und Frau Artaut waren erstaunt über das Glück, das Hortense im Spiel so beharrlich hatte.

„Das ist doch zu stark,“ meinte La Baupalière.

„Sie könnten vielleicht noch mehr davon zu sehen bekommen,“ antwortete Hortense, Mederic zulächelnd.

„Das Glück hat vielleicht erst angefangen,“ bemerkte dieser.

„Hoffentlich fährt es fort,“ erwiderte sie.

Bevor die Gesellschaft sich trennte, hatten beide Gelegenheit, einige Worte unbelauscht zu tauschen.

„Warum haben Sie mir Ihre Trümpfe gegeben?“

„Um das Vergnügen zu haben, Ihre Freude zu sehen, wenn Sie gewinnen.“

Sie antwortete nichts, richtete aber einen so viel sagenden Blick auf ihn, daß er nicht glücklicher gewesen wäre, wenn sie ihn umarmt hätte.

So war denn das Einbernehmen, das er gewünscht hatte, zu stande gekommen, freimütiger, vollständiger noch, als er es sich hätte wünschen können! Was konnte er daraus nicht für weitere Hoffnungen schöpfen! Sie hatten nicht nur eine Vereinigung gebildet, sondern sie hatten bereits ihr Geheimnis.

So vergingen fünf Tage, ohne daß er wieder an denselben Tische neben ihr sitzen konnte — eine Ewigkeit für ihn, aber dabei eine Zeit voll Träumen, Plänen, Hoffnungen, Schwärmereien. Diesmal stieß er sie nicht bloß leicht mit dem Ellbogen an, sondern erlaubte sich bereits einen langen Druck. Wie ward ihm, als er fühlte, daß sie denselben dreist erwiderte! Kaum seiner Sinne mächtig, blickte er sie an und sah, wie sie mit halbgeöffneten Lippen ihm zulächelte.

„Ist es das, was Sie wünschen?“ flüsterte sie mit einem zärtlichen, versprechenden Blick.

„Was sagten Sie?“ fragte La Baupalière, betroffen mehr noch über die Betonung, die sie diesen Worten gegeben hatte, als über ihren ungewissen Sinn.

„Ich frage Herrn Mederic, ob er mit seinem Spiel zufrieden ist,“ antwortete sie.

Mederic blieb den ganzen Abend über wie trunken in seiner Träumerei, in seiner Bewunderung ihrer Geistesgegenwart. Er fühlte noch beständig den Reiz ihrer Berührung. Bald schwankte er unaufhörlich wie ein Verrückter, bald versank er in stille Seligkeit über sein inneres, aufregendes Glück, sodas Madame Artaut und La Baupalière gar nicht wußten, was sie von ihm denken sollten; sie hatten ja für sein widersprechendes Benehmen keine andere Erklärung als die Wechselfälle des Spiels. Nur Hortense kannte die Ursache dieser Unsprünge vom Schweigen zu unbändiger Fröhlichkeit, und von Zeit zu Zeit gab sie ihm durch ein Lächeln oder einen Druck mit dem Fuße deutlich zu verstehen, daß es ihr inniges Vergnügen bereite, ihn so glücklich zu sehen.

Das von Mederic angenommene System, seine Trümpfe Hortensen zuzuschicken, hatte zur notwendigen Folge, daß diese doppelt so oft gewann, als sonst, da sie jetzt statt nur ihre eigene Gewinnchance zu haben, deren zwei besaß. Ihr fortgesetztes Spielglück brachte La Baupalière außer sich, der es nicht verstand, schweigend zu verlieren; er war um so verdrießlicher, als es seine Frau war, die aus seinem Verlust Vorteil zog; einmal konnte er seine üble Laune nicht mehr unterdrücken und sagte:

„Das ist ja gar nicht möglich, daß man so gewinnen kann!“

„Du siehst aber, daß es doch möglich ist,“ erwiderte sie lachend, indem sie sich an den Fuß Mederics andrückte.

„Hast Du etwa einen Bund mit dem Teufel geschlossen, wie in den Operetten?“

„Warum nicht mit meinem Schutengel, wie in den Legenden?“

Und dabei schmiegte sie sich heimlich noch inniger an den jungen Mann.

La Baupalière warf die Karten auf den Tisch und rief:

„Wisti habe ich auf alle Fälle jetzt genug gespielt; wie wär's mit einem Whist?“

Frau Artaut fand, daß man im Grunde bereits genug gespielt habe, aber Mederic protestierte:

„Wie? Es ist ja noch nicht neun Uhr!“

Da Frau Artaut außer stande war, ihrem Sohne irgend etwas abzuschlagen, so wurde eine Whistpartie gemacht. Hier fügte der Zufall die Partner zusammen; Mederic wußte also nicht im voraus, ob er Hortense zur Nachbarin oder zum Visavis haben werde, worauf es ihm allein ankam. Die Karten gaben sie ihm zur Partnerin, so daß sie ihm gegenüber zu sitzen hatte. Verdrießlich darüber, daß er Hortense weder mehr mit dem Arme streifen, noch ihr seine Trümpfe zusteden, sondern höchstens noch dann und wann einen zärtlichen Blick mit ihr austauschen konnte, saß er mürrisch da, als er plötzlich sein Knie berührt fühlte. Er sah Hortense fragend an. Sie antwortete lächelnd:

„Natürlich.“

„Was denn: Natürlich? Wenn Ihr dazu sprecht, so ist ja kein Spiel möglich!“ sagte La Baupalière.

Seine Frau antwortete ihm nur durch ein lautes Lächeln, welches ausdrückte:

„Man hat uns trennen wollen, aber es wird nicht gelingen.“

Als sich die Gesellschaft zu gewohnter Stunde trennte, reichte Mederic wie sonst Hortense die Hand zum Abschied: sie drückte aber die seinige mit solcher Innigkeit, daß er über ihr Gefühl ihm gegenüber nicht den geringsten Zweifel mehr hegen konnte. Als sie seine Hand losließ, fühlte er, daß sie ihm einen Ring an den Finger gesteckt hatte. Vor Entzücken außer sich, hörte er kaum, was seine Mutter und der Notar zu ihm sagten. Beim Nachhausegehen hob er in seiner Aufregung einmal beide Arme zum Himmel empor.

„Was hast Du nur?“ fragte ihn seine Mutter.

„Ich? ... Ich freue mich nur über die wunderbolle Nacht.“

VI.

Der Ring hielt Mederics erhitze Phantasie wach. Nachdem er einige Stunden in fieberhafter Träumerei sich auf seinem Lager umhergewälzt, erhob er sich, setzte sich an seinen Schreibtisch und richtete an Hortense einen langen Brief, in welchem er ihr mit den leidenschaftlichsten Ergüssen und glühendsten Worten sagte, wie er sie liebe, anbede und der glücklichste aller Menschen sei.

Blatt auf Blatt füllte er so an, und der Morgen traf ihn noch am Schreiben. Er mußte sich losreißen, um sich anzuleiden und, wie alle Tage, nach Rouen zu fahren und seine juristische Stunde zu nehmen. Sein Lehrer hatte ihn noch nie in einem solchen Zustand gesehen und fragte ihn wiederholt, ob er von Sinnen oder krank sei.

„Nur aufgeregt; das schöne Wetter macht mich ein wenig nervös.“

„Ein wenig nennen Sie das? Hoffentlich sind Sie bis morgen ruhiger; sonst wäre es besser, Sie blieben zu Hause und pflegten sich.“

Ruhiger! Ja, wenn morgen ein Montag oder Dienstag gewesen wäre; dann hätte ihn vielleicht der Gedanke, daß er sie nicht sehen könne, ruhiger gestimmt. Aber so war der nächste Tag gerade ein Freitag, da mußte La Baupalière nach Rouen fahren, und sie blieb allein zu Hause! Sollte es, was es wollte, er war entschlossen, sie zu sehen; wie sollte er bei diesem Gedanken ruhig bleiben?

Zu Elle speiste er mit seiner Mutter zu Mittag und verließ sie schon eine Stunde vor der gewohnten Zeit, um nach dem Bureau zu gehen. Als er mit raschem Schritt an der Apotheke herbeikam, trat Turlure heraus und rief ihn an:

„Sie kommen nicht herein?“

„Ich habe keine Zeit,“ antwortete Mederic, innerlich wüthend über den Aufenthalt.

Der König und der Kastellan.

Von Mikael Lybed.*)

Sehen Sie selbst auf der Karte nach: das Reich liegt im Vorkriegsstellungskreis, nahe der Grenze des Unmöglichen.

Eines der hohen Schloßfenster im Besandschaftssaal steht gegen den Park hin offen. Die Morgensonne glitzert im Tau auf den Nasen. Im Fensterbogen steht der Kastellan, die Ellbogen auf die Sammeldecke des Fensterbrettes gestützt, mit einer feinen, starken Savanna im Munde, und betrachtet nachdenklich die herrliche Aussicht. Links schimmert ein Stück des Flusses mit den Brücken hervor, und rechts, über den Wipfeln der Bäume, der am Fuß des Berges angelegte Stadtteil, Kirchtürme, Fabrikfornsteine, Dächer; in weiter Ferne verzieht sich ein bläulicher Nebel. Das alles ist ihm wohl bekannt, fast allzu bekannt, hat aber heute gleichsam eine neue Beleuchtung.

Nur einmal hat er mit erhobener Stimme den Männern, die unten auf dem Kieswege in Haufen stehen, zugerufen:

„Erinnert die anderen daran, daß sie uns in Frieden lassen sollen, wie es beschlossen wurde . . . Ich denke, der Alte erwacht bald!“

Nachdem der Kastellan genügend die anmutige Landschaft genossen hat, zieht er den Oberkörper herein, sieht nach seiner Uhr, holt einen großen Rucksack hervor und durchwandert mit gemächlichen Schritten eine lange Reihe von Sälen, die alle leer sind. Dann biegt er nach rechts ab, passiert den Raum der Leibwache — kein Mensch zu sehen — das Zimmer des jourhabenden Offiziers, auch dieses ist leer. Hier bleibt er stehen und zündet die Cigarre, die ausgegangen ist, wieder an. Dann verschließt und versiegelt er alle Türen, bis auf eine, zieht seinen treibenbesten Rock aus, hängt ihn an einen Haken, setzt sich neben den Ofen hin und starrt auf seine Säuhspitzen hinab.

Zu dieser Stellung bleibt er noch sitzen, als eine Glode läutet, und eine dünne, zornige Stimme etwas ruft. Niemand gehört. Noch ein Ruf . . . dasselbe grabähnliche Schweigen . . . Schnelle Schritte über den Boden des Nebengemachs, mit Unterbrechungen, wenn der Laut in den Teppichen erstickt . . . etwas wird mit leisem Gepolter umgestoßen . . . die Glode läutet noch einmal . . . wieder Schritte.

Der König steht auf der Schwelle.

Es ist nicht der Sagenkönig mit Krone, Reichsapfel und Scepter, sondern ein kleiner, gelbblauer, zorniger Herr mit einem Kahlkopf, kleinen kurzschäftigen Augen und graugesprenkeltem Wadenbart. Er ist ganz plötzlich stehen geblieben vor bloßem Erstaunen. Sein unterer Stimmkasten zittert, während sich die Hände so hart aneinanderpressen, daß die Knöchel weiß werden. Der Kastellan erhebt ein wenig den Kopf und nickt freundlich guten Morgen . . .

Er nickt guten Morgen! . . .

„Was . . . was soll das heißen . . .?“

Der Kastellan bläst den Cigarrenrauch in einer Reihe leichter Ringeln in die Luft, ehe er antwortet:

„Du stehst spät auf . . . wie gewöhnlich . . . Vielleicht sollte ich Dich Onkel nennen, da Du ja neunzehn Jahre älter bist, als ich?“

Die Wirkung dieser Worte war überraschend. Der König sinkt kraftlos auf einen Stuhl an der Wand nieder und fährt mit der linken Hand ein paar Mal von der Stirn nach dem Nacken hinunter. Seine Augen stehen weit offen. Schließlich murmelt er mit vollkommen veränderter, schlaffer und eintöniger Stimme:

„Wo ist Jean, wo ist der Barbier . . . und alle anderen?“

„Das weiß ich wirklich nicht! Wahrscheinlich irgendwo unten oder zu Hause bei sich!“

Der König erhebt sich mühsam und sagt mit ausdruckslosem Lächeln:

„Ich verstehe das nicht, gar nicht! Ich bin gewiß krank.“ . . . Er macht eine gebietende Handbewegung . . . „Seien Sie so gut, den Wächthabenden . . .“

„Wache?“ . . . Wieder einige Rauchringe . . . „Es ist am besten, wenn jeder sein eigener Wächter ist. Es ist niemand da, den ich rufen könnte!“

Der König hat plötzlich beide Arme über den Kopf erhoben und ist mitten ins Zimmer gesprungen; aber der Kastellan hält ihn mit einer warnenden Gebärde zurück, indem er gleichzeitig die Gelegenheit benützt, seinen Stuhl vor die einzige unverriegelte Thüre zu rücken, diejenige, die sich soeben geöffnet hatte.

„Nein, nein, Liebster,“ sagt er dabei, „keine Thätlichkeiten; ich bin ja siebenmal stärker als Du, wie Du Dir wohl denken kannst. Reden wir hübsch ruhig weiter!“

„Ich soll . . . Ich soll mich in ein Gespräch einlassen mit meinem . . .?“

*) Mikael Lybed, der Autor dieser Skizze, ist ein Finne, einer der angesehensten Lyriker seiner Heimat, der aber auch vielfach kleine psychologische und satirische Skizzen schreibt. Auch seine Gedichte sind vielfach politisch. Charakteristisch für seine leidenschaftliche Parteinehmer sind folgende Worte, die er kürzlich an den Ueberseher dieser Skizze richtete: „Sie wünschen meine wichtigeren Ergebnisse zu wissen? Das für alle Bürger Finnlands Gemeinsame: die Gewaltthat gegen unsere Staatskonstitution vom 15. Februar 1899: Vor diesem Ereignis wird alles Persönliche unbedeutend!“ —

Nachdem er dem Apotheker noch über die Rechtskapitel, die er heute studiert habe, Auskunft hatte geben und einige weise Bemerkungen desselben hatte anhören müssen, konnte er sich endlich von ihm freimachen und suchte die verlorene Zeit durch schnellere Fortsetzung seines Weges einzuholen. Im Bureau angefangt, war er gegen Stunde, an seinem Pulte zu bleiben, zu lesen oder zu schreiben; er lief auf und ab, wie ein Tier in einem Käfig.

Als Bouinois diesen Vergleich zog, antwortete Mederic: „Das ist gerade mein Fall, und wenn ich nicht Madame La Daupalière um Noten bitten müßte, so wäre ich schon aus dem Hause.“

„Nun, so lassen Sie sich doch Ihre Noten geben und gehen Sie; wegen dessen, was Sie heute arbeiten würden, lohnt es sich wirklich nicht, dazubleiben.“

„Ich möchte die Frau nicht gleich nach ihrem Mittagessen stören.“

„Sind Sie gewiß, daß Sie sie stören?“

„Es ist wahr; ich werde doch lieber gleich gehen“, antwortete Mederic, der vor lauter Begierde, Hortense zu sehen, die ironische Anspielung, die in Fauchons Frage lag, unbeachtet ließ.

„Finden Sie ihn nicht schon recht blasiert?“ meinte Bouinois, als der junge Mann draußen war.

„Nicht sehr; gegen die Frau Notar zeigt er sich eher grün.“

Sie empfing ihn im Salon des Erdgeschosses. Er war rasch eingetreten, aber an der Thüre blieb er stehen und blickte sie mit stummer Erregung an.

„Nun?“ sagte sie lächelnd.

Er rührte sich nicht.

„Wie blaß Sie sind!“ fuhr sie fort, indem sie ihn freundlich anblickte.

„O, wenn Sie wüßten!“ sagte er, indem er sich ihr langsam näherte.

„Ich glaube schon zu wissen . . . Sie wollen mir gewiß eine Liebeserklärung machen.“

„Und Sie finden das . . . lächerlich.“

„Nun ja, ein wenig schon.“

„Also sehen Sie, daß meine Aufregung, meine Angst und Klässe nicht grundlos war.“

„Weshalb?“

„Aber . . .“

„Sie wollen mir doch wohl sagen, daß Sie mich lieben?“

„Und so leidenschaftlich!“

„Und ferner?“

„Und ferner?“

„Sicher wollen Sie mich auch fragen, ob ich Sie gleichfalls liebe. Wozu dies, da Sie es doch schon wissen?“

Er kniete vor ihr nieder und küßte ihre Hände, ohne ein Wort zu sprechen; nur seine Seufzer verkündeten beredt, was er empfand.

Nach einer Weile machte sie sich sanft von ihm los und sagte:

„Setzen Sie sich hierher, dicht an meine Seite; so, nun wollen wir plaudern. Also Sie sind gekommen, um mir zu sagen, daß Sie mich lieben, und das Geständnis meiner Gegenliebe zu hören. Aber ist denn nicht unser Einverständnis am Spieltische schon der Beweis unserer Liebe? Nicht die Freude am Betrug einigte uns, sondern der Genuß des Einbernehmens und der gemeinsamen Schuld. Unser heimlicher Händedruck hat Ihnen alles sagen müssen. Und als ich Ihnen meinen Ring an den Finger steckte, den Ring meiner Mutter, mein teuerstes Kleinod, was fühlten Sie da?“

„Ich war außer mir vor Glück, dem höchsten, das ich je empfunden!“

„Und doch verlangen Sie noch Worte. Im Roman, auf der Bühne mag die Erklärung notwendig dazu gehören; aber wir sind über die Zeit der Troubadoure hinweg, und das Leben ist Gott sei Dank kein Theaterstück.“

Diese spöttischen Worte, wie sanft und zärtlich sie auch ausgesprochen wurden, brachten ihn außer Fassung; sie fuhr fort:

„Sie lieben mich, ich liebe Sie . . .“

„O Teuerste!“

„Ja, ich liebe Sie. Und jetzt?“

Er blickte sie an, verwirrt, sprachlos. Träumte er? Sprach sie ernsthaft? Oder machte sie sich über ihn lustig?

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesicht des Kastellans nimmt einen fauksten Ausdruck an.
 „Ja, das sollst Du gerade, Onkelchen.“
 „Oh, das ist empörend!“
 „Wie dem auch sei . . . Nein, nein, versuche nicht, die Thüre zu öffnen, das hat keinen Zweck! Alles ist abgeschlossen, versteht Du! Und auf dem Hofe sind . . .“
 Ihre Blicke trafen sich.
 „Ja, sie könnten Dich vielleicht auslachen. . . . Uebrigens kannst Du Dich darauf verlassen, daß wir das auch früher schon gethan haben; aber nun würde Dir wohl gerade ins Gesicht gelacht werden. Und das ist wirklich unangenehm! . . . Oder meinst Du nicht?“
 „All das ist empörend! . . .“
 Der König wiegt sich auf dem Stuhle hin und her, er hat den Kopf in den Händen verborgen, während große Thränen zwischen seinen schmalen, ringgeschmückten Fingern herabtröpfeln.
 „Ich bin verrückt, ich bin ganz offenbar verrückt! Und doch bin ich so klug gewesen!“
 „Na, na, mit Maß, mit Maß! Aber alles hat ja seine Zeit. Im Grunde genommen ist die Sache sehr einfach, . . . es giebt keine Obrigkeit mehr, siehst Du.“
 „Keine Obrigkeit! Was ist denn aus ihr geworden?“
 Der Kastellan nickt vertraulich und flüstert:
 „Es ist aus mit ihr, Onkelchen!“
 „Aber ich existiere doch noch!“
 „Ach, das hat keine Bedeutung!“
 Diese Antwort ruft unwillkürlich Schweigen hervor. Es ist so still, daß man durch die alten biden Schloßmauern unten vom Park eine Lachsalbe hören kann.
 „Nimm nun die Sache praktisch, dann will ich gut gegen Dich sein. Ich habe hier geduldig drei Stunden gewartet, um Dir einen feinen Wink über die vollzogene Umwälzung zu geben. Ich übernahm den Auftrag, da kein anderer sich dazu Zeit ließ. Außerdem meinen sie, ich hätte eine so nette Art. Nicht wahr? Du wirst später schon genau Bescheid bekommen, wenn Du nur abwartest. Du hast es mir zu danken, daß Du hier so lange hast schlafen können.“
 „Wie ist das nur möglich? Und wer ist auf den Einfall gekommen?“
 „Alle auf einmal . . . Alle auf einmal. Das ist eben das Geheimnis. Aber dergleichen geschieht selten in der Wirklichkeit.“
 Der Blick des Königs verklärte sich:
 „Dacht ich's nicht! . . . Ein kleines Märchen, ein Scherz!“
 „Na ja, wenn Du es so nehmen willst. Aber da wir beide nun in dem Märchen mitspielen, müssen wir uns auch danach verhalten. So geht es ja allen Menschen.“
 „Kann man es denn nicht ändern, z. B. den Schluß? Ich habe ja doch Truppen, denke ich. Und ich werde Euch allen verzeihen.“
 „Truppen? Es giebt keine Truppen mehr! Findest Du das nicht pfliffig, Onkelchen?“
 „Wollt Ihr versuchen, Euch ohne mich einzurichten?“
 „Einzurichten? Wir wollen überhaupt nichts „einzurichten“. Wir wollen nur abschaffen: die Titel und Würden usw. usw. Aber noch eins: Wie gedenkst Du Dir Deinen Unterhalt zu erwerben?“
 Die Wanduhr schlug zwölf klingende Schläge.
 „Hörst Du nicht, ich frage, wie Du Dir Deinen Unterhalt zu verschaffen gedenkst?“
 „Ich habe überhaupt an nichts gedacht.“
 „Das ist wahr. Aber damit solltest Du Dich jetzt ein wenig abgeben, ich meine so in den Zwischenstunden. Was kommst Du? Die Weste richtig zutropfen, denn Du hast Dich heute ja wohl allein angezogen.“
 „O, ich bin ein grenzenlos unglücklicher Mensch!“
 „Anstun! Du bist ein grenzenlos gewöhnlicher Mensch, weiter nichts. Das bist Du, Onkelchen! Aber Du kannst ja Sprachen? Nicht wahr?“
 Schweigen . . .
 „Muß ich alles zweimal fragen? Kannst Du Sprachen?“
 Der König lacht bitter.
 „Ja . . . ich kann Sprachen!“
 „Gut, dann kannst Du Dich bis auf weiteres durchschlagen. Du mußt anfangen, Stunden zu geben. Das ist eine vortreffliche Idee!“
 „So . . . eine vortreffliche Idee! Ich werde also nicht gefangen gehalten?“
 „Keineswegs. Ich werde Dir gleich die Thüre öffnen, sobald Du vernünftig geworden bist. Ich sagte gerade heute morgen zu den andern: Laßt mich nur machen! Ich kenne ihn . . . Ich! Aber dann mußt Du mir versprechen, Onkelchen, Dir nicht selbst etwas Böses anzuthun. Das würde uns wirklich von Herzen leid thun . . . und ist auch nicht unsere Absicht!“
 „So, das ist nicht Eure Absicht. Und ich darf mich nun entfernen, wenn ich will?“
 „Von Herzen gern, Onkelchen. So, der Weg ist frei! Die große Ausgangsthüre im Vestibule läßt sich etwas schwerer öffnen; aber vielleicht kannst Du es doch. Uebrigens thust Du mir leid, aber Du wirst Dich wohl bald daran gewöhnen! Denn siehst Du, die Gewohnheit macht alles!“
 Der König hört nicht, was er sagt, sondern schluchzt:
 „Und all' das jetzt, wo ich hätte regieren können! . . .“

Kleines Feuileton.

— Die Kernst-Lampe. Vor einer Versammlung von Physikern, Elektrotechnikern und andern Sachkundigen hielt dieser Tage Professor Kernst über das von ihm erfundene elektrische Glühlicht einen Vortrag, mit dem Vorweisungen zur Erläuterung der Erfindung in ihrem Werdegange und zur Darstellung ihrer Bedeutung verbunden waren. Prof. Kernst ging, wie wir einem Bericht der „Voss. Zig.“ entnehmen, in seinen Darlegungen von der jetzt gebräuchlichen Glühlampe mit dem Kohlenfaden aus. Bei der Untersuchung dieser Glühlampe hat sich gezeigt, daß von der elektrischen Energie, die durch die Kohle geschickt wird, 97 Proz. in Wärme umgesetzt wird, nur 3 Proz. werden als Licht ausgemittelt. Ein Mittel, den Lichteffekt zu erhöhen, wäre die Steigerung der Temperatur im Kohlenfaden. Aber hierbei ist man nahezu bei der Grenze des Erreichbaren angekommen. Es muß damit gerechnet werden, daß bei Steigerung der Wärme der Kohlenfaden nicht Stand hält. Giebt es einen andern Weg, den Ruheeffekt in Hinsicht auf das Licht zu erhöhen? Schlüsse aus kirchhoff'schen Lehren geben einen Fingerzeig. Es kam darauf an, die Kohle durch einen Stoff zu ersetzen, der, von dem elektrischen Strom durchflossen, den größten Teil der Energie in Licht umsetzt. Solche sind in nicht-metallischen elektrolytischen Körpern gegeben, das sind Körper, die den elektrischen Strom leiten, dabei aber chemische Umsetzungen erfahren. Auf diesem Wege ging vor 20 Jahren Jablockhoff vor. Er ließ die Funken eines Inductoriums auf ein Stück Kaolin wirken (Kernst zeigte den Jablockhoff'schen Versuch) und bewirkte damit, daß das vorgewärmte Kaolinstück im milden, angenehmen Lichte strahlte. Die Jablockhoff'schen Versuche haben zu einem praktischen Ergebnisse nicht geführt, im wesentlichen wohl, weil für die Erzeugung des Jablockhoff'schen Kaolinlichtes sehr hoch gespannte, für den Menschen lebensgefährliche Ströme verwendet werden mußten. Jablockhoff's Experimente gerieten in Vergessenheit; als Kernst seine einschlägigen Studien betrieb, wußte er von ihnen nichts. Von den elektrolytischen Leitern wählte Kernst zur Prüfung zuerst ein Gemisch von Magnesiaoxyden mit anderen Oxyden. Die elektrolytischen Körper sind kalte Isolatoren, d. h. sie leiten die Elektrizität nicht fort. Sie werden aber leitfähig, sobald sie erwärmt werden. Wird durch einen erwärmten Elektrolyten ein Strom geleitet, so wird die ganz überwiegende Menge der Energie in Licht umgesetzt. Das ist der Grundpfeiler, auf dem die Kernst'sche Erfindung ruht. Studien am Auerlicht wurden bei der Ausmittlung eines geeigneten Glühkörpers wichtig. Aber es waren noch eine Reihe Vorfragen zu erledigen. Zunächst war zu prüfen, ob nicht die Glühkörper bei der Durchleitung des elektrischen Stromes zersezt werden. Dem läßt sich aber leicht vorbeugen. Wichtiger war etwas anderes. Der Kernst'sche Glühkörper wird erst dann leitend und kommt demnach erst dann ins Glühen, wenn er erwärmt ist. Bei offenem und kleinem Kernst'schen Lichte muß diese Vorwärmung mit einem brennenden Streichholz geschehen. Für größere Kernst'sche Lampen muß aber ein besonderer Apparat eingefügt werden. Er besteht im wesentlichen aus einer Drahtspirale, die unmittelbar unter dem Glühkörper angebracht wird. Sowohl durch die Spirale wie durch den Glühkörper wird der Strom geleitet, wenn eine Lampe angezündet werden soll. Die Spirale kommt dann schnell ins Glühen, die dabei entwikelte Wärme wirkt auf den Glühkörper und macht ihn elektrisch leitend. Der Glühkörper kommt ins Glühen. Es vergeht darnach ein kleiner Zeitraum von 20—40 Sekunden, ehe das Kernst'sche Glühlicht zu strahlen beginnt; in der vorausgehenden Zeit sieht man den roten Schimmer der glühenden Spirale. Nach Kernst wird sich aller Voraussicht nach die Zeit der Vorwärmung abkürzen lassen. Das Kernst'sche Licht ist kräftiger als das jetzt im Gebrauche befindliche Glühlicht; vor allem aber zeichnet es sich vor diesem dadurch aus, daß es bei seiner Intensität dem Sonnenlichte gleicht. Bei den Kernst'schen Lampen fällt das Luftkeimchen der Birnen, die in der äußeren Form von den jetzigen Glühbirnen nicht abweichen, weg. —

c. Eine Wanderbibliothek für Eisenbahnbeamte. Eine amerikanische Eisenbahn-Gesellschaft — die Baltimore and Ohio Railway Company — hat schon vor einer Reihe von Jahren den Versuch gemacht, eine Bibliothek zum ausschließlichen Gebrauche ihrer Angestellten und deren Familien zu schaffen. Die Gesellschaft hatte im Jahre 1886 3000 Bände gekauft, und dieser erste Fonds ist sofort durch Personen, die sich für das Unternehmen interessierten, um 1500 Werke vermehrt worden. Gegenwärtig besitzt die Bibliothek 14 000 Bände. Das Centralbureau befindet sich in Baltimore. Von dort werden die Bücher, Revuen und Tageszeitungen den Beamten, die solche fordern, durch Vermittlung von 674 lokalen Agenten zugeführt. Jede Sendung soll in den 24 Stunden, die dem Auftrag folgen, an den Vesteiler gelangen. Die Zahl der Ausleihungen hat in den letzten Jahren eine bedeutende Zunahme erfahren. Im Jahre 1896 wurden 39 505 Werke von 2500 Personen entliehen. Es ist dabei zu bemerken, daß Romane, die während des ersten Jahres 64 Proz. der Circulation ausmachten, jetzt nur noch 53 Proz. betragen. —

Musik.

Die ersten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hatten der Dichtkunst und Musik eine ganz eigene und spezifisch deutsche Gabe ge-

bracht: den mehrstimmigen (meist vierstimmigen) Männergesang. Als äußerer Ausdruck dafür entstanden — abgesehen von den studentischen Bestrebungen („Liedertafeln“) — die Männergesangsvereine; ihr anderer, die gesellschaftliche Tendenz betonender Name, „Liedertafel“, gab bei der späteren Ueberwucherung eines weniger künstlerischen Gesangsstiles Gelegenheit, von „Liedertafelmusik“ zu sprechen.

Voran ging Norddeutschland, mit dem Anfangsdatum 1809 (Berlin) und mit einem Vorwiegen der höheren und künstlerisch beteiligten Gesellschaftsklassen. Im Gegensatz dazu entfaltete sich in der Schweiz, zumal unter dem Komponisten und Pädagogen Kaegele, eine mehr vollstimmliche Richtung des Männergesangs (zuerst Zürich 1810; seit 1824 griff sie auch auf Südwestdeutschland über. Die zurückgehaltene politische Stimmung des „Vormärz“ entlud sich u. a. besonders in diesen Vereinen und in den sie zusammenschließenden „Sängerbünden“; schließlich lebte die Sehnsucht nach nationaler Gemeinschaft hauptsächlich in den über alle deutschen „Gaue“ verbreiteten Sängerverfesten, und das zu Schleswig vom Juli 1844 gab speciell dem Verlangen nach „Schleswig-Holstein meczumschlungen“ Ausdruck. Eine ebenso neue Bereicherung für die Liederkunst, wie sie die Zeit der Freiheitskriege gebracht hatte, war allerdings den Freiheitskämpfen der Jahrhundertmitte nicht mehr zu danken; doch der Männergesang als solcher blühte kräftig weiter.

Ob nun die modernen socialistischen Freiheitskämpfe ebenfalls eine Bereicherung der Liederkunst in sich bergen, ist mindestens schwer zu sagen. Am ehesten gilt dies noch von Dichtungen; hier haben Wendell (Anthologie „Buch der Freiheit“), R. Seidel („Aus Kampfgefühle und Einsamkeit“), Maday, Dehmel, A. Scheu u. a. manchen Wertvolle geleistet. Auf musikalischer Seite jedoch fehlt noch fast alles; wir kennen außer Vereinzeltum, das wir zum Teil schon besprochen, vorerst nur das uns jetzt vorliegende „Arbeiter-Liederbuch für vierstimmigen Männerchor. Herausgegeben von Josef Scheu (Dresden, J. Günther). Zunächst sei bemerkt, daß wir dieses — noch dazu billige und freundlich ausgestattete, auch die Atemzeichen nicht vergessende, aber leider selbst über die Berichtigungen hinaus noch verdrudselte — Werkchen aus vollem Herzen empfehlen können. Möge es jedem, ob er nun mehr künstlerische oder mehr sociale Absichten verfolgt, ein lieber Begleiter werden und möge der Wunsch des Herausgebers nach der Ermöglichung weiterer Feste recht bald erfüllt werden!

Eine eigentliche Bereicherung oder gar reformatorische Vorwärtsbewegung der Tonkunst liegt hier allerdings nicht vor. Die dargebotenen Kompositionen kommen über den allzutatmäßigen Rhythmus, der in dieser Kunstform überliefert ist („Liedertafel“) und eine innigere Verbindung von Wort und Ton hindert, nicht hinaus und helfen dadurch jene Verkümmelung des Volksgelanges konfirmieren, wie wir sie auch seiner Zeit im Gegensatz zu den serbischen Volksliedern bedauerten. Auffälligerweise herrscht hier auch durchgehend ein wohl nicht ganz echter heiterer Zug. Und dann noch eine Hauptsache! Weit verbreitet ist die Klage, daß wir neben dem üppigen Männergesang und neben dem, übrigens auch nicht überreichlichen gemischten (männlichen und weiblichen) Gesang allzuwenig an mehrstimmigen Gesängen für Frauenstimmen besitzen. Eine interessante Spiegelung socialer Verhältnisse! Vielleicht wird es doch möglich sein, ein weiteres derartiges Fest dem „vierstimmigen Frauenchor“ zu widmen. Allein schon für Männerstimmen liegt aus dieser Litteratur nicht viel vor. Das in jenem Büchlein Gebrachte ist anscheinend wohl alles schon bekannt und größtenteils ziemlich alt (von Marschner, Kreuzer, Ellner u. a.). Unter den neueren Liedern ragen die von Niva und besonders die von dem Herausgeber selbst komponierten hervor. Sollte sich aber nicht unter den Kompositionen Alexander Ritters einiges hier Brauchbare finden, das, auch wenn es anfangs etwas „schwer“ ist, trotzdem zu einer der socialen Strömungen würdigen neuen Kunstform Anregung geben könnte?

Doch nochmals dem Büchlein die beste Empfehlung und Anerkennung! —

Geographisches.

— Einen Bericht des Leutnants Lemaire, der zu wissenschaftlichen Forschungen über den Tanganjikasee nach Katanga, der Südprowinz des Kongostaates, ausgesandt ist, veröffentlicht die „Belgique Coloniale“. Auf dem Marsche durch die Ebene des Kaschischiflusses, der nur 1,50 Meter breit sich nach dem Kilongwe ergießt, kam Lemaire nach dem von Sagen umwobenen See Sugi nach achtstündigem Marsche. Der See ist in Wahrheit ein 600 Meter breiter, 1200 Meter langer Teich, dessen sumpfige Ufer jede Annäherung unmöglich machen. Die große Ebene, in der sich dieser Teich befindet, ist außerordentlich wildreich, hat gute für den Ackerbau geeignete Erde und ist mit dichten sehr hohen Grasern bewachsen. Der sich von Osten nach Westen hinziehende Teich wimmelt von Flusspferden; er befindet sich 1180 Meter über dem Meeresspiegel, und die Temperatur ist sehr niedrig. Es herrscht am See eine scharfe Kälte, unter der die farbigen Mitglieder der Expedition schwer litten. Die Expedition schlug einen Kilometer von dem See entfernt ihr Lager auf; alle Versuche, sich den Ufern mehr zu nähern, scheiterten an dem sumpfigen Boden. Nach den Erzählungen der Eingeborenen kann man kein Wild am See fangen noch töten. Die „Zimu“, die Geister des Sees, rufen jedes von dem Jäger verwundete Tier zu sich. In Wahrheit findet jedes von dem Jäger verwundete Wild in

den unzulänglichen Sumpfen am See sichere Zuflucht. Die Eingeborenen glauben fest und fest daran, daß diese Geister ständig in diesem Gebiete umherreisen und nachts sich in den Dörfern ausruhen. Um sich diese Geister günstig zu stimmen, hat jedes Dorf für sie ein „Nimuba na Zimu“ ein Haus der Geister erbaut, in dem sie ruhig schlafen können, wofür sie das geistfreie Dorf nicht belästigen. Dieses stets von einer festen Fede umgebene Haus ist eine kleine am Eingange oder im Mittelpunkte des Dorfes besetzte Hütte, in der man eine Lebensmittel enthaltende Kürbisflasche niederlegt. Das Haus der Geister wird sehr sauber gehalten. In der Mitte befindet sich unter einem grünen Strauche ein steinerner Altar mit darüberhängenden Stoffen als Draperie. Der weiße den Boden bedeckende Sand bildet Zeichnungen. Das schönste Haus der Geister befindet sich in Kitope dicht am Eingange in das Dorf; diese Häuser werden sehr sorgsam unterhalten. —

Aus dem Tierleben.

— **Absonderliche Ristplätze.** Ein Mitarbeiter der „Magdeb. Btg.“ beobachtete bei Westerbüßen das Nest eines Steinschwägers oder Steinpickers, das hart am Bahnhofs in einem kastenartigen Weichenverschluß stand; im Herrentrug das Nest einer Fledermaus braunelle oder Ffeterlings unter einer alten Strohmatten, die über ein Stadel geworfen war; das Nest einer kleinen Kohl- oder Handmeise im Standrohre eines abhissinischen Brunnens neben der Hebestange; auf dem Gr. Berder das Nest des schmuckey Gartentrütlings mit den schönen grünen Eiern in einem Tischkasten eines Kegelhäuschens; das Nest desselben Vogels sogar in der durchgehenden, etwa 8 Centimeter breiten Oeffnung einer etwa 60 Pfd. schweren Kanne usw. Nester der Nachtigallen in Blumentöpfen, von Amfeln in Myrten und Lorbeerbüschen auf Terrassen usw. sind keine Seltenheit. Gegenwärtig brütet innerhalb der Succulentenabteilung der Grusonhäuser auf einem Träger des Glasbades der Hausrötlings, und an der aus Tropfsteinen hergestellten, mit zierlichen Farren bekleideten Wand eine Schwarzdrossel. —

Humoristisches.

— **Schön gesagt.** A.: „Von Ihren Tanten malt eine, die andere dichtet, eine weitere musiziert?“
B.: „Zawohl, habe lauter Dilettantentanten!“ —

— **Typell.** Angeklagter: „Jesso, seien S' still, Herr Staatsanwalt! So arg wie Sie jetzt mi' ja nit mal mei' Alte runter.“ —

— **Vom Stammtisch.** Förster: „Ja, meine Herren, einst bin ich in einen so tiefen Abgrund gefallen, daß ich mich aus demselben nicht einmal — herauslögen konnte.“ —
(„Meggend. humor. Bl.“)

Notizen.

— Von der Gesellschaft für Aufführung dramatischer Werke im Theater der Urania (Invalidenstraße) wird am Sonntag, den 14. Mai, 12 Uhr mittags, eine Aufführung von drei Einaktern von Paul Ernst: „Wenn die Blätter fallen“, „Im chambre séparée“, „Die schnelle Verlobung“ veranstaltet. Das uns vorliegende Einladungsschreiben enthält den Satz: „Wir bemerken dabei, daß „Im chambre séparée“ für ganz junge Mädchen nicht geeignet ist.“ —

— Der Einakterzyklus „Die Befreiten“ von Otto Erich Hartleben hatte bei seiner ersten Aufführung im Neuen Deutschen Theater in Prag einen durchschlagenden Erfolg. —

— Die Kapelle und das Solopersonal der Schweizer Hofoper wird in der Zeit vom 12. bis 20. Mai die Schillingische Oper „Ingwelde“ sechsmal im Neuen Opernhause (Kroll) zur Aufführung bringen. —

— „La Nave“ (Das Schiff), eine neue Oper von Pansbianchi, Libretto von Machi, gelangte unlängst in Genoa zur ersten Aufführung und hatte nach einer Meldung des „V. V. C.“ einen sehr guten Erfolg. —

t. In der Royal Society in London besprach Crookes die Ergebnisse seiner neuen Untersuchungen über phosphoreszierende Spectra, die zur Entdeckung eines neuen Elementes geführt haben; der gefundene Grundstoff gehört zu der Elementengruppe des Yttrium und ist mit dem Namen Victorium belegt worden. —

— Frauen in Chicago und New-York haben einen Gesundheitsklub begründet, der sich die Bekämpfung des Korsetttragens zum Ziel setzt. —